

Biographie als Gestaltwandel: Essay

Böhme, Gernot

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Böhme, G. (2009). Biographie als Gestaltwandel: Essay. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 22(1), 3-11. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-335458>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Biographie als Gestaltwandel

Essay

Gernot Böhme

I. Goethes Wissenschaft vom Lebendigen

Wir wissen: Goethe schwebte eine Wissenschaft vom Lebendigen vor, in der das Lebendige im Lebensvollzug dargestellt würde.¹ Tiere, Pflanzen und auch wir sind nur als Werdende. Das widerspricht seit den Anfängen in der griechischen Antike der Idee der Wissenschaft, nach der sie nur aussagen kann, was ist – und was ist, ist nur im Augenblick. Die Physik half sich seit Descartes und Newton mit dem *impetus*, oder allgemeiner bei Leibniz mit dem *conatus*, durch welche in den Begriff des gegenwärtigen Zustandes die Tendenz für den Fortgang aufgenommen wurde. Goethe hat mit der Metamorphosenlehre einen anderen Kompromiss von Sein und Werden gefunden, nämlich die Vorstellung von einer Form – μορφή – im Wandel, bzw. eines Wandels der Form, der jeweils auf einem gewissen Plateau innehält. Er fühlte sich in diesem Bemühen mit Recht in einem Gegensatz zur herrschenden Biologie mit ihrer analytischen und klassifikatorischen Vorgehensweise. Vorsichtig, um das dort Geleistete nicht zu leugnen, drückt er sich folgendermaßen aus: „Aber diese trennenden Bemühungen, immer und immer fortgesetzt, bringen auch mancherlei Nachteil hervor. Das Lebendige ist zwar in Elemente zerlegt, aber man kann es aus diesen nicht wieder zusammenstellen und beleben.“ (Goethe 1954, 6f.) Diese Kritik bezieht sich nicht so sehr darauf, dass das Ganze mehr ist als seine Teile, sondern besagt vielmehr, dass die so gewonnene Wissenschaft ein Wissen vom Toten, nicht vom Lebendigen ist.

Goethes Wissenschaft vom Lebendigen ist also nicht so sehr Gestalterkenntnis, wie der Terminus *Morphologie* nahelegt, sondern Metamorphosen-Lehre. Offenbar hat er den Ausdruck *Morphologie*, den er dann auch als Sammelbezeichnung für seine biologischen Arbeiten verwendete, zunächst im engeren Sinne für die Knochenlehre gebraucht. (Kuhn 1988a; Kuhn 1988b)² Und hier, bei den Skelettstudien – die Knochenlehre, nicht die Embryologie war Goethes primärer Zugang –, finden sich ja auch die einzelnen Formen auf Dauer gestellt nebeneinander. Anders ist es bei den Tieren, insbesondere bei den Insekten, die im Phänotyp ihres Lebensvollzuges einen Gestaltwandel zeigen. Gerade sie sind es, die zum Begriff der Metamorphose Anlass gegeben haben. Das für uns noch gültige Paradigma von Metamorphose – Ei, Raupe, Pup-

1 Eine ausführliche Analyse von Goethes *Metamorphose der Pflanzen* als Beispiel romantischer Wissenschaft findet sich in Böhme 1999.

2 In seiner ersten „öffentlichen“ Verwendung des Ausdrucks, nämlich in seinem Brief an Schiller vom 12.11.1796 bezieht er ihn sogar auf seine Gesteins-Studien.

pe, Schmetterling – wird auch in Goethes Gedicht *Metamorphose der Pflanzen* ange-rufen: „Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig, ...“

Umgekehrt dient in diesem Gedicht die Darstellung des Gestaltwandels im Leben der Pflanze dazu, dem Hörer oder Leser – primär wohl Christiane Vulpius als Adres-satin des Gedichtes – dazu, auf den Gestaltwandel im menschlichen Leben aufmerk-sam zu machen und damit ein Selbstverständnis im menschlichen Leben als Gestalt-wandel zu erwecken.

II. Lebensalter

Dieser ist nun unübersehbar – und doch wird er vielfach übersehen. Seit der Antike wird das menschliche Leben als Gestaltwandel gesehen, zumindest als die Abfolge von Kindheit, Jugend, Mannes- und dann Greisenalter. Weiter ausgeprägt wurde die Sicht in der Hebdomadadenlehre, der Gliederung des Lebens in 7-Jahrsperiode, die bis heute bei den Anthroposophen ihre Gültigkeit hat. Es sei hier Solons berühmtes Ge-dicht zitiert:

*Knabe zuerst ist der Mensch, unreif: da wirft er der Zähne
Hag, der dem Kinde entspross, von sich im siebenten Jahr.*

*Wenn zum anderen Mal Gott schloß die Sieben der Jahre,
Zeichen der Mannheit dann keimen, der nahenden, auf.*

*Während der dritten umkraust sein Kinn — noch wachsen die Glieder -
Wolliger Flaum, da der Haut Blüte im Wandel verwich.*

*Nun in den vierten empor zu hohem vollem Gedeihen
Reift die Stärke; in ihr zeigt was er taugte der Mann.*

*Mit den fünften gedeiht ihm die Zeit, der Freite zu denken
Und dass in Söhnen ersteh fürderhin wählender Stamm.*

*Während der sechsten da breitet der Geist allseit sich ins Rechte,
Nimmer zu unnützem Tun treibt ihn hinfort noch der Mut.*

*Sieben Siebenerjahre und acht: im vollen Gedeihen
Stehen Zunge und Geist: vierzehn an Jahren zusamt.*

*Noch in den neunten ist tauglich der Mann, doch lässiger zeigen
Gegen das volle Gedeihn Zunge fortan sich und Witz.*

*Wer in die zehnten gelangte, die zehnten nach Maßen vollendend,
Kaum zur Unzeit wärs, träf ihn die Neige des Tods.³*

Für uns heute ist auffällig, dass er die Lebensalter nur am männlichen Lebenslauf aufzeigt, wenngleich sie vielleicht am weiblichen manifester sind. (Gahlings 2006; s.a. Schmuckli 2001) Manifest sind jedoch überhaupt immer nur die einzelnen Pha-sen, oder, wie wir sagen, relativ stabilen Plateaus, und das so sehr, dass sie gewisser-maßen die jeweils anderen verdrängen. Der Gestaltwandel ist eigentlich nur im Mit-

3 Übersetzung von W. Schadewaldt (1933, 282f.).

gehen wahrnehmbar, und auch hier ist es schwer, die jeweils anderen Phasen mit wahrzunehmen. Doch wer z.B. seinen Großvater nur als Großvater kennengelernt hat, für den ist dieser Mensch schlicht Großvater – substantiell. Auch beim flüchtigem Begegnen ist der Andere jeweils schlicht identisch mit der Phase, in der er sich befindet: dieses Kind, diese Frau. Man lasse sich nicht durch Redewendungen wie „das Kind im Manne“ oder „der zukünftige Forscher“ (von einem Kinde gesagt) täuschen. Sie lesen spielerisch Retentionen oder Protentionen⁴ in das Erscheinungsbild hinein, die faktisch gerade nicht sichtbar sind. Der überwältigende Eindruck ist die Verdeckung der anderen Lebensalter durch den jeweiligen Phänotypus. Man kann im Erscheinungsbild einer Matrone – in der Regel – das hübsche Mädchen oder die sportliche Jugendliche nicht mehr entdecken. Was noch gravierende ist: Die betroffenen Menschen finden in sich selbst das Kind oder den Jugendlichen nicht mehr. Sie haben nur vage Erinnerungen, heute gestützt durch Fotos, doch wie es sich anfühlt, ein Kind zu sein, ist ihnen abhanden gekommen. In der anderen Richtung, in Richtung auf Zukunft, sieht es etwas besser aus. Hier wird vom Heranwachsenden der Drang zum Wandel, werden auch Anzeichen des Neuen gespürt, manchmal freudig, häufig aber auch befremdet – man denke nur an die Pubertät. Auch in den späten Jahren wird im Verlauf einer Phase die Ankündigung der nächsten spürbar, nach Solons Gedicht im 9. Jahrsiebt, also etwa vom 56. Lebensjahr an, das Alter. Ja man kann sogar sagen, dass das Charakteristische einer Phase die Herausbildung der nächsten ist: das Altern für das Alt-Sein. Das wäre sehr im Sinne Goethes, für den ja eine Lebensphase, so sehr sie eine gewisse Stabilität zeigt, die Herausbildung der nächsten ist.

Doch im Allgemeinen bedarf es einer gewissen Anstrengung, um im Anderen oder auch an und in sich selbst das Gewesene und das sich Herausbildende zu gewahren. Man könnte das verallgemeinernd auch Biographiearbeit nennen, Heidegger spricht vom Zurück-Kommen-auf und vom Vorlaufen-zu, wodurch die Lebensganzheit zusammengebracht werden soll. Der Grund dafür, dass hier überhaupt ein eigenes Bemühen notwendig ist, besteht darin, dass man sich im jeweiligen Lebensalter einrichtet. Man versteht sich selbst als Kind, Jugendlicher, Mann, man verstärkt dieses Bewusstsein, indem man sich in die entsprechenden Mentalitäten einschwingt, die angemessene Kleidung trägt und die erwarteten Habitus annimmt. Das führt uns zu einem weiteren wichtigen Punkt.

III. Kulturelle Ausformung der Lebensalter

Solon wie auch Goethe in seinem Gedicht *Metamorphose der Pflanzen* stellen die Lebensalter als naturgegeben dar – freilich nicht nur. Für uns aber ist inzwischen die gesellschaftlich-historische Prägung der Lebensalter ins Bewusstsein getreten, und – was mehr ist – wir erleben eine Verschiebung, bzw. auch Nivellierung der Grenzen zwischen den Lebensaltern. Das ist möglich, weil wir die Lebensalter, die durchaus eine Naturbasis haben, weitgehend in ihrer kulturellen Ausprägung erleben. Natürlich gibt es eine deutliche Differenz in den körperlichen Proportionen zwischen Baby, Kleinkind, Jugendlichem, Erwachsenen, altem Mann oder alter Frau; natürlich gibt es die Phasenübergängen von erstem Bartwuchs, Telarche, Menstruation, Klimakterium usw., doch einerseits sind sie – wie wir in den letzten Jahrzehnten erfahren haben –

4 Mit diesen Ausdrücken hat Edmund Husserl die Augustinische Zeitlehre wieder aufgenommen, nach der Zeit ist in der Seele, nämlich als die Dreiheit von *attentio*, *memoria* und *expectatus*.

durch Bedingungen der Lebensführung verschiebbar, und andererseits haben die ihnen entsprechenden Abteilungen von Lebensaltern durch gesellschaftliche Bräuche und Rechtsvorschriften eine gewisse Selbstständigkeit erlangt. Dabei ist auf der einen Seite an die *rites des passages* zu denken wie auch an die Rechtsbestimmungen etwa die dimensional unterschiedlichen Mündigkeitsalter (Böhme 2009) – Geschäftsmündigkeit, Religionsmündigkeit, Ehemündigkeit, Strafmündigkeit und politische Mündigkeit. Auf der anderen Seite ist an die Ausprägung Lebensalter spezifischer Kulturen zu denken. Hier nun können wir gegenläufige Entwicklungen beobachten.

Die in allen Kulturen vorhandenen und teils bis in das Körperliche einschneidenden *rites des passages* – man denke nur an die Beschneidungssitten – existieren auch in unserer Kultur: Konfirmation, Volljährigkeit, Hochzeit, Verrentung. Sie sind jedoch auf der einen Seite relativ abgekoppelt von der natürlichen, d.h. körperlichen Entwicklung des Menschen – und damit verschieblich, auf der anderen Seite wird seit Jahrzehnten ihre Bedeutung immer weiter herab gespielt. So war beispielsweise noch vor sechzig Jahren die Konfirmation, d.h. die ausdrückliche, nämlich auf der Religionsmündigkeit basierende Aufnahme in die Kirche, der man ohnehin angehörte, für den Jungen verbunden mit der Aufnahme in den Status des jungen Mannes: Man trug zum ersten Mal einen richtigen Anzug. Von dieser Kopplung kann heute keine Rede mehr sein, vielmehr legen die Jugendlichen Wert darauf, als Jugendliche zu erscheinen. So war vor fünfzig Jahren das Erreichen der Volljährigkeit – damals charakteristischer Weise mit 21 Jahren – noch ein feierlicher Akt des Mündig-Sprechens, der Emanzipation in ferner Erinnerung an römisches Recht. Heute mit 18 als letzter Stufe der juristisch attribuierten Mündigkeit, nämlich der politischen Mündigkeit, konkret: der Wahlberechtigung und – was kaum jemand weiß: auch der Ehemündigkeit (Akashe-Böhme 2009) – ist dieser Tag als solcher kaum eines festlichen Aktes wert. Wenn die Jugendlichen diesen Tag, den 18. Geburtstag, heute gleichwohl mit einer besonderen Party feiern, so vielmehr, weil sie damit in einem ganz anderen Sinne zur Gesellschaft gehören: nämlich zur Gesellschaft der Autofahrer. Sie machen deshalb ihren Führerschein möglichst schon vorher, um ihn dann, mit dem 18. Geburtstag, auch in Empfang nehmen und nutzen zu können. Man sieht also: Es gibt – auch bei uns – die *rites des passages*, doch sie sind weit entfernt davon, Ausprägungen oder Artikulationen der natürlichen Entwicklung zu sein.

Bei den Lebensalter spezifischen Kulturen verhält es sich ähnlich, doch die Tendenz der Entwicklung ist eine andere, eine ambivalente. Auf der einen Seite können wir sagen, dass diese Ausprägung von altersspezifischen Sektoren unserer Kultur geradezu eine Errungenschaft der Neuzeit ist. So ist die Entdeckung der Kindheit⁵ nicht so sehr eine Erkenntnisleistung als vielmehr die Herausbildung einer Sonderkultur: die Entstehung einer Welt der Spielzeuge, einer Literatur für Kinder – und entsprechend später für Jugendliche – die Entwicklung spezifischer Kinderkleidung. Heute wird diese Sonderkultur noch verstärkt durch die Selbsttätigkeit von Peer-groups an besonderen Orten, den Kindertagesstätten, den Kindergärten, Schulen. Kinder und Jugendliche sind nicht mehr junge Erwachsene, und sie leben auch nicht mehr primär in der Welt der Erwachsenen, sondern haben ihre eigenen Orte, ihr eigene Welt und ihre eigene Kultur. Diese eindrucksvolle Ausprägung von Lebensalter spezifischen Sonderkulturen betrifft jedoch nur die Kindheit und die Jugend. Demge-

5 Titel eines Buches von Horst Rabe (1998), siehe vor allem Ariès 2003.

genüber sind die kulturellen Ausprägungen der Phasen des Erwachsenen-Daseins deutlich nivelliert worden. Das hat einerseits mit der Ausdehnung der Werte von Jugendlichkeit auf das ganze Leben zu tun, andererseits mit dem Verlust der gesellschaftlichen Bedeutung von Alter. So gerieren sich Pop-Sängerinnen mit über sechzig Jahren als Jugendliche – und sind wegen ihrer Medienpräsenz darin auch Vorbild. Auf der anderen Seite ist die in Europa für Jahrtausende gültige kulturelle Altersscheide zwischen dem Status der Unverheirateten und der Verheirateten ganz weggefallen. Nicht nur, dass man die Unterscheidungen von Frau und Fräulein nicht mehr kennt, vielmehr sind die traditionellen Vorschriften in Frisur und Tracht, die diese Differenz markierten nicht mehr existent. Der Verlust von Alter als eines gesellschaftlich hervorgehobenen Status hat wohl mit dem Verfall von Lebenserfahrung zu tun. In einer durch die rasante Entwicklung von Technik ständig revolutionierten Gesellschaft ist die Weisheit des Alters nicht mehr gefragt, weil die Lebenserfahrung der Alten durch die längst veränderte Arbeits- und Lebensform selbst veraltet ist.

IV. Goethes Vorstellung vom Lebensganzen

Wenn wir derart vorbereitet nach Goethes Konzept vom Ganzen des menschlichen Lebens fragen, so erhalten wir charakteristische, doch keineswegs eindeutige Antworten. Zwar ist es richtig, dass Goethe in seinem Gedicht *Metamorphose der Pflanzen* das menschliche Leben als Gestaltwandel darstellt, doch ist Goethe vielmehr bekannt als Autor des Entwicklungsgedankens.⁶ Dieser Eindruck speist sich vor allem aus seinem Roman Wilhelm Meisters Lehrjahre, und ebenso indirekt aus seiner Förderung von Jung-Stilling (Stilling 1777) und Karl Philipp Moritz mit seinem Roman *Anton Reiser* (Erstdruck 1785-90). Hiernach sieht Goethe – als Biologe darin wohl Albrecht von Haller folgend – das Leben als Auswicklung einer ursprünglichen Anlage, einer *Entelechie*,⁷ also die Entwicklung des menschlichen Lebens als einen teleologischen Prozess, der durch äußere Anlässe zwar angeregt und gehindert werden kann, wobei jedoch solche Einwirkungen – einschließlich der Erziehung – letztlich der Findung des Selbst dienen. Dichterisch hat Goethe diesen Gedanken in den *Urworten Orphisch* formuliert. Hier wird die ursprüngliche Anlage des Menschen als Dämon bezeichnet, als Gestirnskonstellation und als *Gesetz, wonach du angetreten*. Es sei das erste Gedicht des Zyklus hier zitiert:

Δαίμων, Dämon

*Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten,*

6 Über weitere Biographietypen siehe meinen Aufsatz *Lebensgestalt und Zeitgeschichte* (Böhme 1990).

7 Dieser Ausdruck ist zur Bezeichnung von Goethes Konzept der Persönlichkeitsentwicklung sehr geläufig. Goethe selbst ist in seinem Gebrauch allerdings eher sparsam. Charakteristisch ist für unseren Zusammenhang eine Formulierung aus *Maximen und Reflexionen*: „Jede Monade ist eine Entelechie, die unter gewissen Bedingungen zur Erscheinung kommt“. (MuR 1397) Siehe auch den Artikel von Andreas Anglet zum Stichwort Entelechie im Goethe Handbuch (Anglet 1996).

*Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.*

Zwar wird in den weiteren Gedichten auf die Mitwirkung des Zufälligen (Τυχη) hingewiesen, insbesondere auf die Rolle der Anderen, die Anpassung veranlasst. Zwar wird der Einschnitt der Liebe (Ερως) hervorgehoben, doch setzt sich schließlich das *Gesetz, wonach du angetreten*, durch (Ανάγκη), und zum Schluss bleibt nur die Hoffnung auf ein freieres Leben im Jenseits (Ελπιδς). Aber immerhin ist doch in dem ersten, dem zitierten Gedicht der Gedanke der Metamorphose angedeutet mit der letzten Zeile: *Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.*

Die *Urworte Orphisch* entwickeln diese Form keineswegs, und man kann die Folge der Gedichte nur mit einiger Mühe als Folge von Lebensaltern auslegen, so sehr Anpassung an die Anderen, Liebe und Selbstfindung, Sklerotisierung und Vereinsamung und schließlich Hoffnung in Alter und Sterben sich dazu anbieten. Deutlicher ist der Bezug zu der klassischen Lehre von den Lebensaltern in einem Aphorismus, der sich als Nr. 1315 in den *Maximen und Reflexionen* findet. Als Besonderheit jedes Lebensalters wird dabei die jeweilige Philosophie – wir würden wohl sagen Mentalität oder Lebenseinstellung – benannt.

Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie. Das Kind erscheint als Realist; denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Äpfel als von dem seinigen. Der Jüngling, von innern Leidenschaften bestürmt, muß auf sich selbst merken, sich vorfühlen: er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden hat der Mann alle Ursache; er tut wohl zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte sei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher sich über eine falsche Wahl zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird sich immer zum Mystizismus bekennen. Er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint: das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins gleiche; so ist es, so war es, und das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist, der da war, und der da sein wird.

Goethe betont hier das In-sich-Ruhen, die Selbstständigkeit jedes Lebensalters. Nur im Jünglingsalter gehört zu dessen Selbstverständnis das Drängen über sich hinaus: Der Jüngling muss sich vorfühlen. Allenfalls kann man noch den Bezug auf Jahwe im hohen Alter als Form im Wandel verstehen.

Die Form des Lebens in ihrer Entwicklung wird viel mehr im Gedicht *Metamorphose der Pflanzen* – wenngleich in Analogie dargestellt.⁸ Dieses Gedicht stellt die Metamorphose der Pflanze noch nach dem Muster der Blattmodifikationen dar.⁹ Dabei – das ist die erste Analogie – wird das Keimblatt als Kind im Pflanzendasein angesehen:

⁸ Zu einer ausführlicher Interpretation des Gedichtes siehe Böhme 1999.

⁹ Nach der endgültigen Goethische Auffassung ist nicht das Blatt das sich wandelnde Bauelement, sondern „Stengelabschnitt mit Knoten, Blatt und Achselknospe“ (vgl. Becker 1997).

Und so bezeichnet sich auch unter den Pflanzen das Kind.

Ferner wird durch *Hymen*, den Gott, der Vorgang der Bestäubung bei der Pflanze als Hochzeit gedeutet:

*Hymen schwebet herbei, und herrliche Dürfte, gewaltig
Strömen süßen Geruch, alles belebend, umher.*

Doch die umfassende Deutung des menschlichen Lebens als Metamorphose hebt erst an, indem sich Goethe seiner Adressatin am Ende erneut zuwendet, um seine Darstellung der Entwicklung der Pflanze ihr als ein neues Selbstverständnis nahezu legen:

*Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt.
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht aus unserm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten,
Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschau
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.*

Man mag enttäuscht sein, dass Goethe in der Analogie zur Pflanze die sich wandelnden Gestalten menschlichen Lebens nicht weiter ausführt. Doch man wird versöhnt durch eine ganz überraschende Wende, durch die Goethe seine Aussage gerade über die Pflanzenanalogie hinausführt.

Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt.

So beginnt Goethe die Lehre, die aus der Betrachtung der Pflanzenentwicklung zu ziehen ist. Der Imperativ und die Betonung des *der Mensch selbst* machen deutlich, dass die menschliche Entwicklung keineswegs nur Natur, nur gegeben ist. Sie ist vielmehr eine Aufgabe. Die Betrachtung der Natur dient also nicht einfach der Erkenntnis, wie der Anfang des Gedichtes noch nahelegen könnte:

*Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über den Garten umher;*

Vielmehr dient sie einer Maxime der Selbstbildung. Die Betrachtung der Natur lehrt uns etwas über unsere eigene Natur und fordert uns zugleich auf, uns dem Vorbild der Natur entsprechend selbst zu bilden. Goethe folgt in dieser Auffassung derjenigen J.G. Sulzers, der ein Buch zur moralischen Betrachtung der Natur geschrieben hat. (Sulzer 1750) Auch an Kants *Kritik der Urteilskraft* wäre zu erinnern, eine Schrift, die ja im §42 von einem intellektuellen Interesse am Naturschönen spricht, das „der Ver-

wandtschaft nach moralisch ist“. Beiden ist eigen, was auch für Goethe maßgeblich wird, dass nämlich die Natur von sich aus eine Ordnung zeigt, die wir im menschlichen Leben durch Selbstkultivierung erst hervorbringen müssen. Wir können also sagen: Die kulturelle Ausbildung der Lebensalter ist für Goethe eine Kultivierung der Natur des Menschen.

Doch das heißt für Goethe, dass wir in der Ausgestaltung der Lebensformen nicht auf die Gaben der Natur eingeschränkt sind. Zwar kann man die Entwicklung, an die er die geliebte Frau erinnert – von der *Bekanntheit zur holder Gewohnheit*, von der *Liebe zu Blüten und Früchten* –, noch in Analogie zur natürlichen Reproduktion sehen. Doch es bleibt nicht bei den Gestalten, die uns die Natur geliehen. Vielmehr geht die Entwicklung weiter in die Ausbildung *gleicher Gesinnungen* und einer *gleichen Ansicht der Dinge*, also einer geteilten Einstellung zur Welt. Wie Platon in der Diotima-Rede des Symposions schreitet der menschliche Eros von der sinnlichen Begierde zum Streben nach schönen Gesinnungen und Taten fort, um sich schließlich im Anschauen des Schönen selbst zu erfüllen.

....., *damit im harmonischen Anschauen*
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Da Metamorphose im menschlichen Leben für Goethe zu einer Sache der Selbstkultivierung wird, da natürlicher Gestaltwandel zur Selbst-Gestaltung auffordert, ergreift der biographische Gestaltwandel schließlich auch, was der Mensch als soziales und geistiges Wesen ist. Die Philosophie, die Goethe – wie wir hörten – den Lebensaltern zuordnet, ist damit ein Selbstverständnis, das der Mensch sich im Leben fortschreitend erst erarbeiten muss.

LITERATUR

- Akache-Böhme, Farideh (2009): Ehefähigkeit und Ehemündigkeit. In: Gernot Böhme: Der mündige Mensch, Darmstadt.
- Anglet, Andreas (1996): Entelechie. In: Regine Otto und Bernd Witte (Hg.): Goethe Handbuch 4/1, Stuttgart, 264 ff.
- Ariès, Philipp (2003): Geschichte der Kindheit, München, 15. Auf.
- Becker, Hans-Joachim (1997): Über die Metamorphose der Pflanzen – Morphologische Schriften. In: Bernd Witte (Hg.): Goethe Handbuch, Stuttgart, 695.
- Böhme, Gernot (1990): Lebensgestalt und Zeitgeschichte. In: Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 3. Jg., 135-151.
- Böhme, Gernot (1999): Die Einheit von Kunst und Wissenschaft im Zeitalter der Romantik. In: Gernot Böhme: Für eine ökologische Naturästhetik, Frankfurt/M., 3. Aufl.
- Böhme, Gernot (2009): Einleitung. In: Gernot Böhme (Hg.): Der mündige Mensch, Darmstadt.
- Gahlings, Ute (2006): Phänomenologie der weiblichen Leiberfahrung, Freiburg.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1951): Zur Morphologie, Die Absicht eingeleitet. Die Schriften zur Naturwissenschaft, 1. Abt. Bd. 9, Weimar.
- Kant, Immanuel: Kritik der Urteilskraft, A 169
- Kuhn, Dorothea (1988a): Grundzüge der Goethischen Morphologie. In: Dorothea Kuhn: Typus und Metamorphose. Goethe-Studien. Marbach am Neckar.
- Kuhn, Dorothea (1988b): Goethes Morphologie. Geschichte – Prinzipien – Folgen. In: Dorothea Kuhn: Typus und Metamorphose. Goethe-Studien. Marbach am Neckar.
- Rabe, Horst (1998): Die Entdeckung der Kindheit, Konstanz.

- Schadewaldt, Wolfgang (1933): Lebenszeit und Greisenalter im frühen Griechentum, Die Antike IX, Berlin.
- Schmuckli, Lisa (2001): Hautnah: Körperbilder – Körpergeschichten. Philosophische Zugänge zur Metamorphose des Körpers, Königstein/Taunus.
- Stilling, Johann-Heinrich (1777): Henrich Stillings Jugend. Ein wahrhafte Geschichte, Berlin/Leipzig.
- Sulzer, Johann Georg (1750): Versuch einiger moralischer Betrachtungen über die Werke der Natur. Berlin, 2.Aufl.